Register

GESTORBEN

Leni Riefenstahl, 101. „Alles, was durchschnittlich ist, gefällt mir nicht“, bekannte die berüchtigtste deutsche Filmemacherin vor ein paar Jahren. Die Tochter eines Berliner Kaufmanns war selbst ein Ausnahmetalent – und eine Meisterin der verschleiernden Selbstinszenierung. Stets behauptete sie, bis 1945 politisch naiv gewesen zu sein: Sie, die Lieblingsregisseurin der Nazis, habe deren Führer für einen hässlichen Mann, aber einen guten Menschen gehalten. Dass Hitler die junge Filmkünstlerin unverhohlen verehrte, war zumindest gut für ihre Karriere – ihre dritte, nachdem sie Mitte der zwanziger Jahre vom Tanzen zur Schauspielerei gewechselt hatte. Riefenstahl bedankte sich mit bildgewaltiger Propaganda, mit Monumentalreportagen über den Parteitag der NSDAP 1934 („Triumph des Willens“) und die Olympiade 1936 („Fest der Schönheit“ / „Fest der Völker“). Zwar konnte sie die Bilder nicht mehr das Laufen lehren, dafür aber die Kamera, die sie etwa auf Schienen fahren ließ, um Bewegungen aus der Bewegung heraus aufzunehmen. Eine innovative Bildsprache – ihre oft extremen Kameraeinstellungen und ihre hemmungslose Ästhetisierung von Macht und Muskeln – brachte ihr (anhaltende) Bewunderung ein. Die Einschätzung ihres Charakters dagegen war oft vernichtend. Zu skrupellos erschien ihr früherer Ehrgeiz. So hatte sie beispielsweise für ihren Spielfilm „Tiefland“ seit 1940 so genannte Zigeuner als Darsteller eingesetzt, die aus Konzentrationslagern geholt und später wieder dorthin zurückgebracht wurden: Auf Schuldzuweisungen in der Nachkriegszeit reagierte sie regelmäßig mit juristischen Schritten. Vor allem in der angelsächsischen Welt wurde sie trotzdem als Legende glorifiziert. Und es sah so aus, als ob es ihr wenigstens dort gelänge, mit Marlene Dietrich gleichzuziehen, die von ihr als ewige Rivalin empfunden wurde. Riefenstahl wurde immer älter, immer blonder, begann – weil ein Neuanfang als Filmemacherin unmöglich war – eine Laufbahn als Fotografin, reiste häufig in den Sudan, veröffentliche Bildbände über den Stamm der Nuba, schrieb mit 85 Jahren ihre Memoiren, überlebte mit 97 Jahren einen Hubschrauberabsturz – und erkundete auf ihren geliebten Tauchexkursionen weiterhin die Unterwasserwelt. Nur ein Risiko ging sie nicht ein: mit beherzten Antworten auf viele offene Fragen den Mythos vom ahnungslosen Genie zu zerstören. Leni Riefenstahl starb am vergangenen Montag in ihrem Haus in Pöcking am Starnberger See.


JIRKA JANSCH


FRANK MÄCHLER / DPA

Edward Teller, 95. Der in Ungarn geborene Jude galt als „Vater der Wasserstoffbombe“. Diesen Beinamen hat er sich vor allem wegen seiner geistigen Urheberschaft verdient, sein wissenschaftlicher Beitrag blieb stets umstritten. Wie kein anderer Forscher drängte der vor den Nazis geflohene Teller US-Präsidenten, das Abschreckungsarsenal der Vereinigten Staaten mit immer neuen Waffen aufzustocken. 1939 brachte er Albert Einstein dazu, Franklin Roosevelt vor der Zerstörungskraft einer deutschen Atombombe zu warnen. In den sechziger Jahren versuchte er, in Senatsausschüssen das Verbot von Atomwaffentests zu verhindern, und noch 1983 überzeugte er Ronald Reagan, das Satellitensystem SDI zur Abwehr von Nuklearwaffen im Weltall zu entwickeln. Edward Teller starb am 9. September in Stanford (Kalifornien).

Rudolf Leiding, 88. Wenn es in den sechziger und siebziger Jahren schon so etwas wie einen Chef-Sanierer gegeben hat, dann war es Leiding. 1965 holte Volkswagen den ausgebildeten Kfz-Mechaniker als Geschäftsführer zur kurz vor der Pleite stehenden VW-Tochter Auto Union nach Ingolstadt. Dort entwarf er den Audi 100, die Neuschöpfung verkaufte sich blendend, das Unternehmen war gerettet. Kurz darauf steigerte Leiding als VW-Chef in Brasilien die Produktion binnen drei Jahren um mehr als 50 Prozent. Als es auch bei der Wolfsburger Muttergesellschaft bergab ging, übernahm der als kompromisslos geltende Manager im Herbst 1971 den Vorstandsvorsitz. Unter seiner Ägide brachte der Konzern die bis heute erfolgreichen Modelle Golf und Passat auf den Markt. Rudolf Leiding starb am 3. September im hessischen Baunatal.

Johnny Cash, 71. Sein Leben lang fühlte er sich zu den düsteren Seiten der menschlichen Existenz hingezogen. „The Man in Black“ wuchs in ärmsten Verhältnissen auf, sein Gitarrenspiel perfektionierte er beim Militärdienst in Deutschland. Rockabilly- und Country-Aufnahmen wie „I Walk the Line“ machten ihn bekannt. Mit dem Ruhm kam die Drogen- und Alkoholsucht. Er randalierte auf Konzertbühnen und demolierte etliche Hotelzimmer. Vor dem vollständigen Absturz bewahrte ihn seine zweite Frau June Carter. Mit ihr schrieb er auch seinen legendären Hit „Ring of Fire“ (1963). Ein Comeback gelang ihm 1994 mit den „American Recordings“. Johnny Cash starb am 12. September in Nashville (Tennessee).


MARK DUNCAN / AP